

Abschied aus Wettsingen

Autobiographische Notiz nach der Verleihung des Sebastian-Blau-Preises.

Wettsingen liegt da, wo man wissen will, wer am besten singt. Anders als im Nachbarort Wetztingen, wo klare Ringkampfbregeln seit Jahrhunderten unverändert gelten, verändern die Wettsinger ihre Parameter nach der gerade herrschenden Mode. Dennoch hat mich der Ort von Zeit zu Zeit magisch angezogen. Gestern war ich wieder mal dort und wurde Ehrenbürger von Wettsingen. In der Nacht fielen mir eine Reihe alter Wettsinger Geschichten ins Gedächtnis, und was sie so ausgelöst haben in meinem Leben:

Mein erstes Wettsing-Erlebnis hatte ich 1967 auf einer Klassenfahrt. Wir saßen ganz hinten in einem mit Schülern voll belegten Sonderzug. Er hatte 122 Wagen – wenn ich mich nicht verzählt habe. Die Toilette im vordersten Wagen – gleich hinter der Dampflok war zu einem Tonstudio umfunktioniert. Dort thronte auf einem Barhocker der Alleinunterhalter des Zuges. Auf einen eiernden Plattenteller legte er Wunschmusik auf und quatschte zwischendurch ins Bordmikrofon. Aus den Lautsprechern kam zwar nur ein Bruchteil dessen, was er sendete; am deutlichsten zu hören war Knacken, Knistern, Pfeifen und Rauschen. Aber gerade darin lag der Zauber dieser technischen Luxuseinrichtung, man lauschte um so konzentrierter. Ganz hellhörig wurde ich, als er zu einem Talentwettbewerb einlud. Wer was singen wollte, war willkommen. Ich schnappte meine Wander-gitarre und arbeitete mich durch den Zug zu ihm vor. Unterwegs hörte ich den Gesang von allerlei »Schlager-Äffchen«, die sich um den Preis bemühten. Schweißgebadet erreichte ich als letzter Wett-singer das Studio und brachte auf dem Barhocker ein Lied von Père Cocognac zur Aufführung. Das Mikrofon streckte mir der Alleinunterhalter von der Toilettentür aus entgegen. Nach Auszählung der Publikums-Stimmen, die in einem Hut eingesammelt wurden, gab er das Ergebnis bekannt: Thomas Felder hat den ersten Preis gewonnen. Seitdem weiß ich wie ein Nuts-Riegel schmeckt.

1970 lag Wettsingen im Neubau-Saal Schwäbisch-Hall. Ich sang mein erstes eigenes Lied und gewann wieder den ersten Preis, er war wesentlich höher dotiert: ein Kurzurlaub im Olympiadorf Seefeld. Mein Lied war in englischer Sprache abgefasst, ich glaubte damals noch mit dem Singen die Welt retten zu können, würde ich nur das richtige Lied in der Hitparade landen. Aber das legte sich. Mein Freund Arne Burchartz half mir beim Texten eigener, hochdeutscher Lieder. Im Frühjahr 1975 bescheinigte mir Ministerpräsident Dr. h.c. Hans Filbinger, ich habe mit einer guten Leistung im Wettsingen der Aktion Jugend Baden-Württemberg teilgenommen. Es folgten Engagements beim damaligen Süddeutschen Rundfunk, wo ich u.a. Peter Mordo, Günther Verdin und Rüdiger Becker kennen lernte. Im großen Sendesaal der Villa Berg begegnete ich auch wieder Christof Stählin und Bernhard Lassahn, die ich schon kannte und sehr bewunderte. Neu waren mir Wolle Kriwanek, Werner Dannemann, Martin Kolbe, Ralf Illenberger und einige andere.

Im gleichen Jahr wurde ich als Deutschlehrer nach London berufen, gab aber nebenher auch Konzerte mit hochdeutschen Liedern an Schulen und Universitäten dieser Stadt. Ein Schulfunk-Redakteur der BBC wurde aufmerksam und lud mich zu einer Deutsch-Sendung ins Funkhaus ein. Er erzählte, dass kurz vor mir auch Reinhard Mey bei ihm gesungen habe. Nach mir wolle er Arik Brauer einladen. Aus dem Archiv des Goethe-Instituts empfahl er mir ein Tonband mit Dialekt-Liedern des österreichischen Malers, Architekten und Liedermachers.

Die Lieder von Arik Brauer lösten etwas bei mir aus, was mit Worten kaum zu beschreiben ist. Nur als Kind hatte ich Ähnliches erlebt, als ich einmal bei wildfremden Verwandten ein paar Ferientage verbringen durfte. Sie sprachen alle plattdeutsch, und ich fühlte mich elend und einsam, von aller

Welt und von Gott verlassen, als sie mich wegen irgend einer Kleinigkeit ausschimpften. Ich lag auf dem Boden und heulte vor Wut und Verzweiflung. Da brach es plötzlich und unwillkürlich aus mir heraus: Schwäbische Flüche und Kraftausdrücke wie aus dem Maschinengewehr, abgefeuert auf die ahnungslose Gesellschaft. Die war nicht mehr bloß platt, sondern auch schachmatt und seitdem richtig lieb zu mir. Ich hatte eine unverwechselbare Identität gewonnen durch meinen Dialekt und genoss fortan Achtung und Wertschätzung.

Zurück nach London: Arik Brauer hat die Triumphgefühle meiner Kindheit in der Fremde wieder bei mir wachgerüttelt. Ein explosives Gemisch braute sich da zusammen, als ich singend durch die Vorstädte radelte, vorbei an tausenden uniformierten Schülern, die in englischer Disziplin an Bushaltestellen Schlange standen. »Kender mo sender mo gangadr na...« Schwäbische Reime purzelten aus mir heraus, und mit ihnen der ganze aufgestaute Jugendfrust, der sich durch Singen buchstäblich in Wohlgefallen auflöste. Mein erstes Dialektlied sang ich mehrmals auf kleine Tonbandspulen meines UHER-REPORT und schickte drei dieser Mono-Aufnahmen an Rundfunksender, von denen ich gehört hatte, sie seien interessiert. Es war der Süddeutsche, der Bayerische und der Hessische Rundfunk.

Zurück in Deutschland: Von zwei Sendeanstalten lag Post da. Die Bayern baten um einen Termin für ihr Fernsehteam, das mich drei Tage lang zu Plätzen meiner Kindheit über die Schwäbische Alb begleitete. Die gedrehten Streifen wurden Grundlage für eine Sendung über das Nürnberger Bardentreffen, das damals noch recht ärmlich ausgestattet war. Als »Barde« verzichtete man selbstverständlich auf eine Gage in der Hoffnung berühmt zu werden. Man bekam aber kostenlose Übernachtung im billigsten Quartier der Stadt. Hinzu kam der »Benzinkostenzuschuss« und ein paar Bons für Getränke und Würstchen. In Kleinbussen wurde man durch unsägliche Menschenmassen zu den zahlreichen Auftrittsorten chauffiert, wo man je fünfzehn Minuten Spielzeit hatte. Wehe, man überzog die Zeitvorgabe – das Bussle fuhr dann ohne den »Barden« weiter – der war disqualifiziert. Ich überstand die Tortour und landete auf der Wetsinger Bühne, wo ich den ersten Preis für das beste Dialektlied ersang. Es war ein Fahrrad ohne Gangschaltung, dafür mit einer Gummiblock-Bremse, die durch ein wackliges Gestänge mit dem Vorderreifen in Berührung gebracht werden konnte – Wirkung gleich Null. Der Strahlemann, der mir den Drahtesel überreichte, hieß Thomas Gottschalk.

Mein zweites Tonband hatte beim Hessischen Rundfunk dazu geführt, dass ich zu einem Wetsingen nach Frankfurt eingeladen wurde. Auch hier erhielt ich den ersten Preis – einen Taschenrechner. Durch diese »Auslandserfolge« ermutigt, stieg ich noch im gleichen Jahr auf die Wetsinger Bühne des Backnanger Straßenfests. In der Jury saßen Peter Mordo und Günther Verdin, die meine »dialektisch entwickelte« Sangeskunst mit dem ersten Preis würdigten. Seitdem verging kaum ein Tag ohne Anfrage nach Konzert, Sendung oder Schallplatten. Letztere gab es noch nicht. Der SDR sendete meine Tonbänder, die ich aber bald zur ersten LP »Athomare Lieder« zusammen schnitt. Im »Südfunk Plattentest« rangierte das Lied »Volksrealhaoptobschual« vor der Rockgruppe Uriah Heep an oberster Stelle, die Spatzen pfften es von den Dächern, Hausfrauen wünschten es sich im Radio und bekamen es auch prompt zu hören. Ich wurde als »der singende Lehrer« im ganzen Ländle herumgereicht und sang meine Lieder für ein dankbares, gut zahlendes Publikum in Clubs, Bildungseinrichtungen, Jugend- und Kulturhäusern, Vereinen, Kirchen und Tagungsstätten, sowie auf allerlei Festivals, die damals wie Pilze aus dem Boden sprießten. Montags gab ich Kunstunterricht: vormittags am Gymnasium, abends an der Pädagogischen Hochschule.

Am 14.10.1979 saß ich im Sonderzug von Stuttgart nach Bonn zur bis heute größten Anti-Atomdemonstration mit vierhunderttausend Teilnehmern. Hauptredner war Walter Moßmann, mit dem ich später noch sehr intensiv im Rahmen Deutsch-Französischer Chanson-Werkstätten zusammen-

arbeiten durfte. Auf der Rückfahrt nach Stuttgart schlief ich im Zug ein, wurde aber von einer sangesfreudigen Stimmung im Nachbarabteil geweckt. Man sang die Lieder meiner zweiten LP »Bis jeder vom andern die Heiterkeit kennt«. Der tonangebende Gitarrero kannte alles auswendig. Zum »Muschderlindle« hatte er sogar noch etwas dazu gedichtet. Dieses Lied hatte ich in einer Live-Sendung des Süddeutschen Rundfunks auf der Wiese vor der Villa Berg im Vorjahr gesungen. Es gab eine Aufzeichnung, die ich dann auf LP pressen ließ. Das Lied thematisiert u.a. auch die mörderische Rolle unseres damaligen Ministerpräsidenten als Blutrichter am Ende des Krieges, die mir zum Zeitpunkt seiner Beurkundung meiner »guten Leistung im Wettsingen« noch nicht bekannt war. Vielen im Land wurde klar: Wir brauchen eine neue politische Kraft. Am 10. März 1980 eröffnete ich auf Einladung der neu gegründeten Grünen Partei den Endspurt zum Wahlkampf für Winfried Kretschmann und Elsbeth Mordo mit meinen Liedern im Stuttgarter Gustav-Siegle-Haus. Es war eine Sensation, als die beiden in den Landtag einzogen. Kretschmann begegnete ich erst dreißig Jahre später wieder auf der Flucht vor den Wasserwerfern im Stuttgarter Schlossgarten.

Elsbeth war die Ehefrau von Peter Mordo. Sie stärkte meine Verbindung zum SDR. Hatte ich ein neues Lied, konnte ich es jederzeit live über den Sender bringen – man lechtzte danach und zahlte sogar Honorare und Fahrtgelder. In einem Interview verriet ich meinen neuen Wohnort Gönningen mit der damals noch kurzen Reutlinger Postleitzahl. Ab dem folgenden Tag klingelte der Postbote, weil der Briefkasten zu klein geworden war. Bald stapelten sich in der Garage Berge von Fanpost. Die meisten Briefe enthielten Geldscheine und Plattenbestellungen. Sie waren ohne Straße adressiert an Thomas Felder, 741 Gönningen. Alles kam an – und alles wurde abgearbeitet. In sieben Jahren verkaufte ich fünfzehntausend LPs im eigenen Postversand und in den Pausen von etwa siebenhundert Konzerten im ganzen »Muschderlände«. Unterschiedlichste Leute klopfen an meiner nie verschlossenen Tür oder traten einfach ein: VerehrerInnen, Trost-Suchende, Neugierige, Wissensdurstige. Viele Künstlerkollegen waren darunter, die einfach von mir lernen wollten, wie man berühmt wird. Manchen konnte ich helfen, z.B. Uli Keuler, dessen Komik damals schon fester Bestandteil meines Alltags war. Ich zitierte seine Sketche auf der Bühne, als noch kaum jemand ihn kannte.

Uli wollte wissen, wie man eine Schallplatte macht. Ich organisierte einen Abend im Gönninger Käshaus-Keller, indem ich alle zwanzig Wohngemeinschaften im Dorf abklapperte und von dem Star berichtete, der in Kürze bei uns auftreten würde. Auf einer LP könne man sich später selber lachen und klatschen hören, und der Eintritt sei auch noch frei. Der Abend rückte näher, das renommierte Tonstudio Bauer aus Ludwigsburg fuhr mit schwerem Gerät vor. Es wurde aufgebaut, aber das Publikum blieb aus – peinlich, peinlich! Was sollte ich tun? Kurzentschlossen wiederholte ich meine Tour durch die WGs auf dem Rennfahrrad und zog die Leute an den Haaren aus ihren Buden heraus. Mit einem Freibier lockte ich sie in den Käshaus-Keller, wo die Vorstellung mit zwei Stunden Verspätung beginnen konnte. Keiner hat es bereut. Die Platte wurde ein Live-Dokument besonderer Klasse, der Bekanntheitsgrad von Uli Keuler schnellte rasant in die Höhe.

Der SWF-Baden-Baden rief bei mir an. Man habe die Aufnahmen von Uli Keuler gehört. Ob ich vielleicht Lust hätte, im gleichen Keller eine Fernsehsendung zu machen. Sie könnten auch noch einen Kollegen von mir mitbringen, einen Alemannischen Liedermacher. So lernte ich Uli Führe kennen, meinen großartigen Sangesbruder aus dem Hochschwarzwald, den ich bewundere in seiner künstlerischen Vielfalt und Kollegialität, fernab von jedem Konkurrenzdünkel. Mit wie vielen anderen, auch berühmten Kollegen ich sonst noch die Bühne teilen durfte, habe ich nie gezählt. Mit dabei waren Stählin, Wecker, Wader, Hüsch, Hirsch, Joana, Marie-Boine, die sagenhafte Weltmusikerin aus Norwegen, die meine Stimme gerade gehört hatte und mich zu einer schwäbischen Solo-Einlage in Rudolstadt auf die Bühne bat... unvergessene Festlichkeiten!

Aber auf sieben fette Jahre folgen auch magere – das wusste ich aus der Josefs-Geschichte und baute Scheunen. »The times they are a changing« wusste ich von Bob Dylan und kriegte es 1984 unmittelbar nach Peter Mordos Tod von seiner Nachfolgerin im SDR fett aufs Brot geschmiert: »Herr Felder – wissen Sie – Agit Prop – so was gibt's jetzt nimmer bei uns«. Sie sprach von meinem vertonten »Strafbefehl« auf der LP »Nie wieder Frieden kriegem«, die gerade mit dem Preis der Deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet war und seit Monaten auf Platz 1 der Liederbestenliste stand – im Konkurrenzsender SWF. Eine Kollegin von ihr brachte es später noch schlüpfriger: »Wenn Sie brav sind, stellen wir ausnahmsweise noch mal ein Album von Ihnen vor«. Die 3-Minuten-Sendung hieß: »Thomas Felder, das lebende Fossil«. Ausführlich ging die Moderatorin auf meine selbst gestrickte Jacke ein, die auf dem Cover-Foto zu sehen war. So – meinte sie – höre sich ja auch die Musik an – so selbst gestrickt. Das einzige Lied, das nach ihrem langweiligen Gelaber noch anklang, wurde nach wenigen Takten mit maschinell produziertem Disco-Schrott überblendet.

Alljährlich kriege ich von der GEMA ein Blatt zugeschickt, auf dem alle deutschen Rundfunkanstalten aufgeführt sind. Hinter jedem Sender steht die Zahl der Minuten, in denen Werke von mir im vergangenen Jahr ausgestrahlt wurden. Da gab es schon Überraschungen: In einem Jahr freute ich mich über fast eine Stunde im Sender Freies Berlin, während der SWR seit der Fusion Jahr für Jahr mit einer Null glänzt. Eine Ausnahme gab es zu meinem 30-jährigen Bühnenjubiläum: Thomas Vogel sendete ein hervorragendes Kurz-Portrait über mein Werk, sogar im Fernsehen flimmerten Fetzen aus meinem Konzert im Reutlinger Spitalhofsaal. Thomas Vogel, Erfinder und Gründer der Liederbestenliste, war Chef der Kulturredaktion im Landesstudio Tübingen. Bis zu seiner Pensionierung ermöglichte er mir den Zugang zum Studio in Zusammenarbeit mit dem Tonmeister Matthias Neumann. Es entstanden herrliche Produktionen im Funkhaus, die aber so gut wie keinen Platz im Sendeprogramm fanden. Mein 40-jähriges Bühnenjubiläum bereitete ich ein Jahr lang vor, indem ich den Sender ausführlich informierte. Der SWR bat mich um Audio-Material, das aber in der Versenkung verschwand. Ich produzierte eine Jubiläums-CD »40 liederliche Jahre«. Sie wurde mit dem Preis der Deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet. Im SWR fand sie kein Interesse, das Bühnenjubiläum wurde totgeschwiegen.

Entsprechend still wurde es mit den Jahren auch in der Veranstalterszene. Kultur-Organisatoren, die früher noch schmeichelnd bei mir angerufen und hohe Gagen bezahlt hatten, reagierten immer zurückhaltender, wenn überhaupt noch auf meine aktuellen Konzert-Angebote. Die Rollen hatten sich umgedreht. Ich war jetzt der Bittsteller. Bitter – am bittersten, wenn man von vermeintlich guten »Freunden« verhöhnt wird, weil man nicht mehr ins angesagte Format passt. Um so mehr freue ich mich in letzter Zeit über eine wachsende Kultur, der ich früher eher skeptisch gegenüber stand: Privatkonzerte zu runden Geburtstagen und ähnlichen Anlässen. Ich war stolz auf meinen Stand als Künstlerpersönlichkeit des öffentlichen Lebens. Hatte ich den Verdacht, da will sich jemand mit mir schmücken und aufwerten, fand ich schnell eine Ausrede und machte nicht mit. Heute sieht das ganz anders aus. Als Überraschungsgast ermögliche ich den Menschen Zugang zu einer Kunst, die sie so noch nicht, oder nicht mehr kennen. Der Zugang ist nah und direkt, wie er durch kein Medium sein kann.

Dabei finde ich mich in bester Gesellschaft. Um die Jahrtausendwende hatte ich das Glück, noch ein Orgel-Konzert mit dem kürzlich verstorbenen Komponisten Karl Michael Komma zu erleben. Die Veranstaltung war gut beworben mit Plakaten und Zeitungsankündigung. Er selbst spielte in der Kirche des Nachbardorfs Bronnweiler. Seine Musik zu Texten von Paul Celan, die er dazu sprach, kam so unmittelbar bei mir an, wie es nur selten passiert. Nach dem Konzert stiegen alle Besucher zu ihm auf die Empore, um zu gratulieren. Wir waren sieben; für den damals fast neunzig-jährigen Meister gar kein Problem: »Es kommen immer die Richtigen«, meinte er. Dieser

Spruch hat sich tröstend bei mir eingepägt und begleitet mich durch jedes Tal eines vermeintlichen Flopps.

Wettsingen war nicht mehr angesagt, außer vielleicht um den Baden-Württembergischen Kleinkunstpreis. BewerberInnen müssen aber »Newcomer« sein. Sie dürfen noch keine fünf Jahre auf dem Markt etabliert sein – so lautet die Grundbedingung der Ausschreibung. Ich wollte es wissen und bewarb mich um diese Zeit mit meinen bekanntesten Liedern auf einer Cassette nebst Textmappe. In meiner Vita verschwieg ich allerdings dreißig beruflich erfolgreiche Lieder-Jahre. Ich verschwieg drei Kleinkunstpreise und ein Dutzend Veröffentlichungen mit zahlreichen Erstplatzierungen auf der Liederbestenliste, ich verschwieg auch den Preis der Deutschen Schallplattenkritik. Die Unterlagen kamen zurück mit der Ermutigung, es doch beim nächsten Mal wieder zu probieren, ich hätte durchaus Talent.

2004 probierte ich es in Rottenburg beim Wettsingen um den Sebastian-Blau-Preis und erntete den Publikumstitel. Viele hatten vom Tod meiner geliebten Bettina erfahren, die sich u.a. auch sehr um mein Management gekümmert hatte und waren meinetwegen in die Festhalle gekommen. Die Welle des Zuspruchs war gewaltig. Kurz danach gab es aber noch eine ganz andere, viel gewaltigere Flutwelle in Südost-Asien. Ich sang auf mehreren Benefiz-Veranstaltungen zugunsten überlebender Opfer dieser Naturkatastrophe in bunt gemischten, hochkarätigen Kulturprogrammen, eines davon im Reutlinger Franz K. Hier traf ich eine Pianistin, die mich tief beeindruckte. Nach der Veranstaltung konnte ich sogar ein paar Worte mit ihr wechseln. Drei Jahre lang traf ich sie gelegentlich bei ihren oder meinen Konzerten. Einmal besuchte ich einen Vortrag von Karl Michael Komma über Mozart. Diesmal war der Saal brechend voll. Nur ein einziger Platz war noch frei – rechts neben mir. Der Vortrag hatte schon begonnen, da huschte noch jemand herein und setzte sich auf den letzten freien Stuhl an meiner Seite. Es war die liebe Pianistin. Sie heißt Angela-Charlott Bieber und ist wenig später die Frau meines Lebens geworden. Dank ihrer künstlerischen Kompetenz, die ich fast täglich aus nächster Nähe erleben darf, gewinnt mein eigenes Kunstschaffen noch einmal richtig an Schwung und wirkt in eine neue Dimension: Ich singe nicht mehr nur für ein Publikum. Die Toten und die Ungeborenen hören mit.

Gestern sang ich mit diesem Bewusstsein in der Rottenburger Festhalle zu Ehren von Josef Eberle alias Sebastian Blau ein Stück aus der »Schwäbischen Vesper«. Die Jury hat es verstanden, und sie hat mir diesen Preis überreicht. »Was bedeutet er Ihnen?« fragte mich ein Reporter. Für mich ist die Auszeichnung eine Art Erntedankfest. Es tut einfach gut wieder wahr genommen zu werden. In unserer Reiz-überfluteten Welt trifft man immer weniger Menschen mit einer Antenne für das, was man da aussendet. Vielleicht wirkt der Preis als Antennen-Verstärker oder besser -Verfeinerer. Würde mich freuen. Aus Wettsingen würde ich mich gerne in Würde verabschieden. Große Hochachtung und herzlichen Dank spreche ich all jenen lieben Menschen zu, die sich in ehrenamtlicher Knochenarbeit um den Fortbestand unseres Genres kümmern. Ich werde mein Bestes weiter dazu beitragen – aber am liebsten außer Konkurrenz.

Thomas Felder am 15. Oktober 2012